

Einzelpreis 10 Heller. Einzelpreis 10 Heller.

Redaktion u. Administration: Krakau, Dunajewskigasse 5. Telefon: Tag: 2314, Nacht: 2587. Telegramm-Adresse: KRAKAUER ZEITUNG. Sämtliche Zuschriften nur an die „Krakauer Zeitung" Feldpost 186.

KRAKAUER ZEITUNG

ZUGLEICH AMTLICHES ORGAN DES K. u. K. FESTUNGSKOMMANDOS, FELDPOST 186

II. Jahrgang. Mittwoch, den 16. Feber 1916. Nr. 47.

Der Drang nach dem Weltmeer.

Seit jeher gelten die grossen Wasserstrassen als wichtigstes Verbindungsmittel für Handel, Verkehr und Kultur der von einander getrennt wohnenden Völker und die stillschweigend oder bewusst anerkannte Freiheit der Meere gehört zu den ältesten Grundsätzen des Völkerrechtes. Die Seewege standen den handeltreibenden Nationen zu wirtschaftlicher Konkurrenz offen und der territoriale Besitz war Gegenstand gewaltiger Kämpfe und Völkerumwälzungen. Mit dem Versinken der Herrschaft des Orients, dem Emporblühen der mitteleuropäischen Staaten und der Regelung ihres Machtbesitzes, der in der Gleichgewichtspolitik gipfelte, wurde das Expansionsstreben der zu Kraft und Ansehen gelangten Völker wieder nach dem Weltmeer und dem Welthandel hingedrängt. Inzwischen aber hatten sich die Verhältnisse draussen geändert. Das meerumspülte England, dem es vergönnt war, seine Kräfte uneingeengt vom europäischen Block zu entfalten, war inzwischen zur ersten Seemacht herangewachsen und begann die Freiheit der Meere zu bedrohen. Begünstigt durch seine Lage und geschichtliche Entwicklung war es zu allererst im Stande gewesen, sich von der gefährlichen Illusion des Ländererwerbs um jeden Preis zu befreien und seine ganze Energie dem Ausbau der Seemacht zuzuwenden.

Im selben Masse begann Deutschland nach dem Meere auszuschauen und weckte damit jene von Neid genährte Bewegung, die in der berühmten Einkreisungspolitik ihren Ausdruck fand. Aber nicht nur im Verhältnis dieser beiden alten, stammverwandten Seefahrernationen offenbart sich der Drang nach dem offenen Meere als Ursache der Spannungen und Konflikte, sondern allenthalben zeigt sich derselbe Grund wirksam. Ist doch der letzte Anstoss zum gegenwärtigen Weltkrieg von den kleinen Balkanstaaten ausgegangen, die den Zugang zur Adria als unbedingte Lebensnotwendigkeit forderten und verteidigt doch unsere Monarchie ihren Seeweg nach dem Orient gegen den heimtückischen Nachbarn an der Adria, dessen früheres Bündnis letzten Endes den Zweck verfolgte, eine Ausbreitung der österreichisch-ungarischen Vormacht in der Adria zu verhindern.

Keine Frage aber ist es, dass von allen europäischen Staaten das gewaltige Russland am meisten unter dem Mangel offener Seewege leidet und mit den elementarsten wirtschaftspolitischen Instinkten nach Abhilfe strebt. Im Süden durch das Dardanellentor vom Mittelmeer abgeschnitten, im Norden durch den schwedisch-skandinavischen Block an der Ostsee gehemmt, ist die Politik des Zarenreiches von jeher nach dem Besitz eines eisfreien Hafens gerichtet gewesen. Deswegen ist mit der Aussicht auf eine Oeffnung der Dardanellen eines der wesentlichsten Kriegsziele Russlands geschwunden und die neuerdings immer lauter werdenden Stimmen, die ein Hervortreten Schwedens aus seiner zuwartenden Haltung melden, bedeuten für die Grossmachtstellung Russlands die Ankündigung des völligen Zusammenbruchs. In den heute von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere reichenden Block, der gegen Russlands Streben gerichtet ist, gehört auch Rumänien, das neuerdings wieder seine baldige Kriegsbeteiligung in Aussicht stellt, um Bessarabien und Odessa in Besitz zu nehmen. Schweden von der einen, Rumänien von der anderen Seite sind, vereint mit dem militärischen Druck der Zentralmächte, imstande, die russischen Expansionsgelüste ein für allemal von Westeuropa abzuhalten und nach dem fernen asiatischen Osten zu drängen, wo dem Zarismus bereits mächtige Konkurrenten erstehen. Schweden und Rumänien, die beiden neutralen Staaten, die derzeit am meisten von sich reden machen, drohen den russischen Zusammenbruch zu beschleunigen, ja zu vollenden und angesichts dieser aufsteigenden Gefahr begreift man erst recht die gewaltigen Rüstungen, mit deren Vollendung Russland dem kommenden Frühjahr entgegensieht.

O. r.

Oesterr.-ung. Generalstabsbericht.

Amtlich wird verlautbart: 15. Feber 1916. Wien, 15. Feber 1916.

Russischer Kriegsschauplatz:

In Ostgalizien erhöhte Kampftätigkeit feindlicher Flieger ohne Erfolg. Nordwestlich von Tarnopol wurde ein russisches Flugzeug durch einen deutschen Kampfflieger zum Absturz gebracht; die Insassen sind tot.

Italienischer Kriegsschauplatz:

An der Kärntner Front beschoss die feindliche Artillerie gestern unsere Stellungen beiderseits des Seisera- und Seebachtales (westlich Raibl); um Mitternacht eröffnete sie ein heftiges Feuer gegen die Front zwischen dem Fellatale und dem Wischberg. Bei Flitsch griffen die Italiener abends unsere neue Stellung im Rombon-Gebiete an. Sie wurden unter grossen Verlusten abgewiesen. Die heftigen Geschützkämpfe an der küstenländischen Front dauern fort. Gestern früh belegte eines unserer Flugzeuggeschwader, bestehend aus 11 Flugzeugen, den Bahnhof und Fabriksanlagen in Mailand mit Bomben. Mächtige Rauchentwicklung wurde beobachtet. Unbeirrt durch Geschützfeuer und Abwehrflugzeuge des Feindes, bewirkten die Beobachteroffiziere planmässig den Bombenabwurf. Der Luftkampf wurde durchwegs zu unseren Gunsten entschieden; die feindlichen Flieger räumten das Feld. Ausserdem belegten mehrere Flugzeuge eine Fabrik von Schio mit sichtlichem Erfolg mit Bomben. Alle Flugzeuge kehrten wohlbehalten zurück.

Südöstlicher Kriegsschauplatz:

Nichts Neues.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes: **v. Höfer,** FML.

TELEGRAMME.

Der bulgarische Vormarsch in Albanien.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Rotterdam, 14. Feber.

Nach englischen Meldungen sind die Bulgaren im siegreichen Anmarsch über Fieri gegen Valona, das unmittelbar bedroht erscheint.

Die Bulgaren stehen nur mehr wenige Kilometer von der Adria. Dadurch wurde zwischen die in Durazzo und in Valona befindlichen Italiener ein Keil geschoben.

Die Verbindung zwischen Durazzo und Valona ist vollständig unterbrochen.

Einberufung aller Unverheirateten in England.

London, 13 Feber. (KB.)

Eine königliche Verordnung ruft alle Unverheirateten unter die Fahnen.

Die Ausdehnung der Munitionsherstellung in England.

London, 14. Feber. (KB.)

„Daily Chronicle" zufolge beabsichtigt das Munitions Ministerium alle Whiskybrennereien für die Munitionsherstellung zu benützen.

Einberufung rumänischer Reservisten.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Zürich, 14. Feber.

Die rumänischen Reservisten in Saloniki wurden unverzüglich einberufen.

Skandinavien und der Krieg.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung".)

Christiania, 14. Feber.

Die englischen Kaufleute fliehen aus Schweden in ihre Heimat.

Die norwegischen Hafenbehörden erliessen ein Verbot, wodurch die Benützung der norwegischen Häfen für armierte Handelsdampfer untersagt wird.

Verfassungsänderungen in der Türkei.

Konstantinopel, 14. Feber. (KB.)

Die Kammer nahm einen Gesetzentwurf betreffend Verfassungsänderungen an, durch welche dem Sultan das uneingeschränkte Recht zur Auflösung der Kammer eingeräumt.

Türkischer Generalstabsbericht.

Die „Agence Milli“ meldet aus dem Hauptquartier: Konstantinopel, 15. Feber. (KB.)

Irakfront: Infolge eines erfolgreichen Ueberfalls am 7. Feber gegen das englische Lager östlich von Korna ergriff der Feind die Flucht. Er liess sein Lager im Stich und liess 500 Tote zurück. Weiters wurde hier ein kleines feindliches Detachement umzingelt und vollständig aufgerieben.

Bei einem anderen Ueberfall gegen Suk el Schiuch zwischen Korna und Nasria erlitt der Feind schwere Verluste. An zwei Stellen wurden die Streitkräfte des Feindes, die in der Umgebung gelagert hatten, zum Rückzug gezwungen, wobei sie eine Menge Toter zurückliessen. Bei Fellahie und Kutuelamara keine Aenderung.

Kaukasusfront: Die Vorpostengefechte nehmen an Heftigkeit zu und dehnten sich an einigen Orten bis zu den vorgeschobenen Stellungen aus. Die Angriffe des Feindes wurden durch Gegenangriffe aufgehalten.

Zwei russische Flugzeuge wurden durch unser Feuer beschädigt und zur Landung gezwungen.

Sonst nichts Neues.

Griechenland kündigt einen französischen Funktionär auf Kreta.

Wegen finanzieller Schwierigkeiten.

Athen, 14. Feber. (KB.)

Blättermeldungen zufolge benachrichtigte die griechische Regierung den Leiter der französischen Mission für öffentliche Arbeiten auf Kreta, Renard, dass dessen Kontrakt am 14. Feber ablief und dass sie infolge der finanziellen Schwierigkeit Griechenlands genötigt sei, seine Mission als beendet zu betrachten.

Briands Rückkehr.

Paris, 14. Feber. (KB.)

Ministerpräsident Briand und Minister Bourgeois sind hieher zurückgekehrt.

Neue Einberufungen in der russischen Marine.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung.“)

Petersburg, 14. Feber.

Der Marineminister hat alle aus der Marine Entlassenen bis zum 45. Lebensjahre einberufen.

Ein verbotener Kongress der „echt russischen Leute“.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung“.)

Petersburg, 14. Feber.

Ministerpräsident Stürmer verbot einen Kongress der „echt russischen Leute“ in Odessa, bei dem für die Fortsetzung des Krieges demonstriert werden sollte.

Die „Appam“-Affäre.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung“.)

New-York, 14. Feber.

Das Staatsdepartement erklärte die „Appam“ endgültig als deutsche Prise.

Wilsons Kandidatur für die Präsidentschaft.

Washington, 14. Feber. (KB.)

Präsident Wilson stimmte formell zu, für die Wiederwahl zur Präsidentschaft zu kandidieren.

Friedensvorschläge des Papstes.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung“.)

Genf, 15. Feber.

Wie verlautet, machte der Papst den Ententemächten Friedensvorschläge, die aber durchwegs abgelehnt wurden.

Absturz eines englischen Marinezweideckers.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung“.)

Genf, 14. Feber.

Bei Gibraltar ist ein englischer Marinezweidecker abgestürzt. Der Führer ist ertrunken.

Sympathiestreik der Bukarester Studentenschaft.

Bukarest, 15. Feber. (KB.)

Die hiesige Studentenschaft beschloss den allgemeinen Streik als Zeichen der Freundschaft für die Studenten in Jassy.

Die medizinische Fakultät wird erst heute über ihre Haltung beschliessen.

Einziehung des Vermögens eines italienisch-sozialistischen Abgeordneten.

(Privat-Telegramm der „Krakauer Zeitung“.)

Innsbruck, 15. Feber.

Das Vermögen des italienisch-sozialdemokratischen Abgeordneten Dr. Battisti wurde von der Regierung beschlagnahmt.

Oesterreichische Klassenlotterie.

Erster Tag.

Wien, 15. Feber. (KB.)

40.000 Kronen gewann 28.249.
30.000 Kronen gewann 100.419.
10.0 0 Kronen gewann 49.405.
Je 5000 Kronen gewannen: 11.135, 49.426, 106.719.

Vom Tage.

In einem Handschreiben an Erzherzog Franz Salvator hat der Kaiser dem Roten Kreuz für dessen unermüdliche Tätigkeit seine wärmste Anerkennung ausgesprochen.

Nach dem Bericht der deutschen Obersten Heeresleitung dauerten gestern die lebhaften Artilleriekämpfe auf einem grossen Teil der Front an. Bei Tahure wurden dem Feind 700 Meter seiner Stellung entrissen, 7 Offiziere, 300 Mann gefangen. Bei Obersept (nordwestlich von Pfirt) nahmen die Deutschen etwa 400 Meter feindlicher Gräben. Südlich der Somme wurde ein heftigen Angriffen ausgesetzter Graben aufgegeben. Sonst keine besonderen Ereignisse.

Der englische Kreuzer „Arethusa“ (3560 Tonnen und 400 Mann Besatzung) ist auf eine Mine gestossen und dürfte verloren sein.

Ueber Rouen und Havre sind am 11. Feber Zeppeline erschienen. Das Ergebnis der Aktion ist noch nicht bekannt.

Die Bulgaren haben Fieri besetzt.

Minister des Innern Prinz zu Hohenlohe und Minister für Galizien Morawski sind auf ihrer Reise in Lemberg eingetroffen.

Alle serbischen Truppen aus Albanien sind auf Korfu gelandet, wo sich jetzt 120.000 Serben befinden, die nach Saloniki gebracht werden sollen.

Der Pariser „Temps“ wurde wegen Verbreitung falscher Nachrichten bis auf weiteres behördlich eingestellt.

Die Tschechisch-Nationalsozialen beschlossen, sich der tschechischen Nationalpartei anzuschliessen.

Die Regierung hat die Durchführung der Wiener Gemeinderat-Ergänzungswahlen während des Krieges untersagt.

Zur Lage in Indien.

Der „Allgemeine Tiroler Anzeiger“ in Innsbruck veröffentlicht Mitteilungen eines soeben aus Indien heimgekehrten Missionars der Tiroler Ordensprovinz der Kapuziner, die in Bessiah und Darwhangah eine Niederlassung unterhalten. Der Missionar, der seit 16 Jahren in Indien lebte, mit den dortigen Verhältnissen wohlbekannt ist und die Landessprachen vollständig beherrscht, äusserte sich besonders über die jetzigen politischen Verhältnisse in Indien. Er führt u. a. aus:

Die Kriegserklärung erreichte mich noch im Gebiet des Himalaja, und dort bespach ich mit englischen Beamten und Offizieren die Möglichkeiten des Krieges. Im persönlichen Verkehr mit den Engländern brachte die Neuerscheinung keine Aenderung mit sich. Ich verliess die Sommerstation, um mich in die Mission zu begeben. Bald machten sich in Indien dann die ersten Anzeichen des Krieges bemerkbar. Die Ghurkas wurden mobilisiert und von der Heimat weggeschafft, mit der Begründung, sie seien zum Schutze der indischen Hafenstädte bestimmt. Die Ghurkas glaubten den Engländern, und kamen wohl erst recht spät zum Bewusstsein, dass sie bestimmt seien, in den europäischen Krieg tätig einzugreifen. Die Ghurkas selbst hatten nicht einmal eine Ahnung, wo Europa ist, geschweige denn, was etwa Deutschland sei. Das Verhalten der Engländer uns gegenüber war durchaus korrekt, ja vielfach sogar freundschaftlich. Während der ganzen Kriegszeit bis zu unserer Abfahrt waren wir immer in Freiheit. Anders erging es den Missionaren in der benachbarten Provinz Tschota Napur, wo sich belgische Jesuiten und Protestanten aus Norddeutschland befanden. Diese Deutschen haben einen Rieseneinfluss auf die Bevölkerung und sie haben sehr viel für die Ausbreitung des deutschen Gedankens in ihrer Gegend getan. Auch ihnen wurde das Anerbieten gemacht, dass England ihre Bestrebungen finanziell unterstützen werde, was sie ebenfalls ablehnten. Diese Ablehnung führte zu ihrer Internierung.

Eines Tages brachte die bedeutendste Zeitung Indiens, der „Pioneer“, die Nachricht, dass die Ghurkas nach Europa geschickt worden seien, und setzte hinzu, es sei ganz recht, dass die Regierung dieses Gesindel weggeschickt habe; hier sei mit ihnen nichts zu machen, weil man jedem Regiment Eingeborener ein europäisches Regiment zur Bewachung geben müsse und in Europa leisteten sie auch nichts. Dass es eine indische Aufruhrbewegung gibt, daran ist kein Zweifel. Der Herd dieser Bewegung befindet sich in Amerika oder Kanada. Die Kreise um dieses Blatt haben schon jahrelang gearbeitet. Der Weltkrieg traf aber nicht ein völlig vorbereitetes Projekt und so kam es nur zu vereinzelten Aktionen... Man hörte öfter von Meutereien, besonders als oft Hindus eingeschifft wurden, die den Glauben haben, dass, wenn sie aufs Meer gehen, sie ihren Glauben und ihre Kaste verlieren. Einmal wurde eine Reihe von Leichen an der indischen Küste angeschwemmt; die Engländer sagten, die „Emden“ habe ein Transportschiff versenkt, die wahrscheinlichere Erklärung ist wohl die, dass sie bei einer Meuterei getötet und über Bord geworfen wurden. Oeffentlich bekanntgemacht wurde in den Zeitungen, dass die Afridis, eine wilde Nation mit mohammedanischen Bekenntnis, sich der Einschiffung mit Gewalt widersetzen; sie sagten, dass sie gegen die Türken nicht kämpfen wollen. Da die Engländer der Bewegung nicht Herr werden konnten, schickten sie diese Leute wieder zurück.

Die Revolution in Indien ist nicht mehr aufzuhalten, davon bin ich felsenfest überzeugt. Wenn in Indien Einigkeit vorhanden wäre, dann wäre der Umstand, dass die einheimische Bevölkerung keine modernen Waffen besitzt, kein Hindernis der Revolution, denn die englische Macht ist so wenig festgefügt, dass die Inder die Engländer sozusagen mit Regenschirmen vertreiben könnten. Wenn der erste Anstoss zu einer Auflehnung gegen die Fremdherrschaft gelingt, dann wird Indien bald ein Flammenmeer des Aufruhrs gegen die Engländer sein. Freilich, so lange der erste Wurf scheitert, ist auf eine intensive englandfeindliche Bewegung nicht zu hoffen, dazu ist das Volk, das ja auch an Ausbeutung das Schrecklichste ertragen muss, noch immer viel zu sklavisch gesinnt. Während des Krieges wäre auf einen Erfolg der Einheimischen nur zu hoffen, wenn der Emir von Afghanistan in den Konflikt der Gross-

mächte eingreifen und so die Inder einen kräftigen Anstoss erhielten.

Mit ihren Sympathien vollständig auf Seiten der Deutschen sind die Mohammedaner, sie gelangen durch ihre eigenen Zeitungen zur Kenntnis der Vorgänge. Es sei bemerkt, dass die Mohammedaner ihre ganze Hoffnung auf Deutschland setzen. Die Mohammedaner benützen jede Gelegenheit, um uns ihre Sympathie zu bezeugen, und besonders, wenn gute Nachrichten aus Europa vorlagen, winkten sie uns von allen Seiten freudig zu. Einmal veranstalteten sie vor meiner Wohnung sogar mit ihrem bekannten Kampfspiel Hussan-Hassan eine halbstündige Sympathiekundgebung.

Mit grosser Verehrung sprechen die Inder vom Deutschen Kaiser. Das ist darauf zurückzuführen, dass die englischen illustrierten Zeitungen häufig das Bild des Kaisers in martialischer Gestalt mit Wehr und Waffen bringen, um die Kriegsabsichten des Kaisers zu verhöhnen. Diese Bilder gelangen unter die Inder, und da diese die englischen Bemerkungen dazu nicht verstehen, machen sie gerade den gegenteiligen Eindruck und gewinnen dem deutschen Monarchen, der so recht als Feldherr, wie die Inder sich ihn vorstellen, in den Krieg zieht, die reichste Zuneigung. Die Inder machen dann zu solchen Bildern ihre eigenen Karikaturen, indem sie zum Beispiel dem Deutschen Kaiser in voller Kriegsrüstung mit Helm und Schwert den englischen König, klein und unansehnlich, mit Stock und Hut, gegenüberstellen; einmal sah ich ein Bild des Kaisers mit seinen sechs Söhnen in Uniform und daneben den Prince of Wales, wie er mit spatzenartigen Füssen und mit einem Rucksack englischen Truppen nachhinkt. Der Deutsche Kaiser hat auch deswegen viel Sympathie, weil in Indien der Ausspruch bekannt geworden ist, dass Deutschland auch gegen eine „Welt von Teufeln" zu siegen wissen werde. Dies hat deshalb so grossartigen Eindruck gemacht, weil die Inder in ihrer Religion den Kampf gegen den Teufel als Hauptprinzip haben, und sich so sagen, wenn die Deutschen gegen die Teufel siegreich sein können, dann ist überhaupt gegen sie nichts auszurichten, dann ist ihnen der Sieg sicher.

Frankreichs Wehrkraft unter den Stand von 1870 geworfen.

In den letzten Tagen ertönte in Frankreich, wie der Korrespondenz „Heer und Politik" geschrieben wird, immer lauter der Ruf, Frankreichs Jugend mehr zu schonen, da man auf Frankreich Volkskraft auch nach dem Kriege noch Rücksicht nehmen müsse. Trotzdem Frankreichs Heeresleitung keinerlei Verlustlisten herausgibt, ist doch almählich die ungeheure Anzahl der im Felde Gefallenen dem Volke zum Bewusstsein gekommen. Die Folge des Krieges für Frankreichs Bevölkerung und Wehrkraft sind jetzt schon so ungeheuer, wie sie nur bei einer Bevölkerung von dem geringen Wachstum der französischen sein können. Bei keinem der kriegführenden Völker sind die Verluste so schwerwiegend, wie gerade bei Frankreich. Die ganze Tragweite und Bedeutung der Verluste dieses Krieges lässt sich aus der kurzen Feststellung ermessen, dass Frankreichs Heereskraft bereits jetzt unter den Stand von 1870 gesunken ist. Frankreich hatte beim Friedensschluss in Frankreich nach den Gebietsabtretungen eine Bevölkerung von 36,470.000 Menschen. Im Jahre 1872 war diese Zahl auf 36,102.921 gesunken und hatte damit den Bevölkerungszustand vom Jahre 1856 erreicht. Im Jahre 1866 hatte Frankreich noch über 38 Millionen Menschen. In der Zwischenzeit seit 1872 hat sich die Bevölkerungszahl Frankreichs zwar ein wenig vermehrt, aber die Zahl, die für die letzten 45 Jahre der Volksvermehrungen in Betracht kommt, ist so gering, dass sie fast ohne Bedeutung ist. Im Jahre 1876 hatte Frankreich fast 37 Millionen und im Jahre 1896 38⅓ Millionen Menschen. Man weiss, dass diese Zahl bei Beginn des Weltkrieges nicht bedeutend übertroffen worden war. Man kann die Bevölkerungsziffer des Jahres 1914 auf rund 39 Millionen ansetzen. Nun hat Frankreich in den 18 Kriegsmonaten über 1 Million wehrfähige Männer durch Tod oder Verkrüppelung verloren. Es war der Kern des Volkes, der hier zerstört worden ist. Für das Wachstum der Bevölkerung nach dem Kriege ist dieser Umstand gerade in Frankreich von gewaltigster Bedeutung, da die Verluste 2½ Proz. der gesamten Bevölkerung betrugen. In Russland dagegen, wo die Verluste grösser waren, ergaben sie nur 0·30 Prozent der gesamten Bevölkerung. Da der Zuwachs der Bevölkerung seit 1870 sehr gering war, so war auch der Zuwachs der Heereskraft nur recht klein und betrug bei weitem nicht die Höhe der Verluste in den 18 Kriegsmonaten. Auf diese Weise ist die Wehrkraft Frankreichs jetzt endgültig unter den Stand von 1870 gesunken. Was dieses bedeuten will, kann man daraus erkennen, das man einige Zahlen, die Deutschland betroffen, den französischen gegenüberstellt. Die Bevölkerung Deutschlands betrug im Jahre 1871 41·6 Millionen, im Jahre 1880 war sie schon auf 45¼ Million angewachsen. Die nächsten 10 Jahre brachten eine weitere Vermehrung von 5 Millionen, die in der Zeit von 1890—1900 wiederum sich um 6½ Million steigerte. Denn im Jahre 1900 hatte Deutschland bereits 56 Millionen Einwohner. Schon im Jahre 1905 waren 60 Millionen überschritten, die sich jetzt bereits nach Ueberschreiten der 65 Millionen den 70 nähern. Es ist klar, dass ein Volk, wie das deutsche, dessen Bevölkerung seit 1870 sich ganz ungeheuer vermehrt hat, die Verluste eines Krieges ganz anders ertragen kann, wie das französische Volk. Auch in diesen Zahlen ist ein felsenfester Grund zu sehen, warum der Sieg auf unserer Seite bleiben muss. Das stärkere Volkstum muss über das schwächere siegen. Nach diesen Verlusten erscheint auch die Zukunft Frankreichs nach dem Kriege nicht mehr im besten Lichte. Man muss zwar einen Teil der Verluste auf die französische Kolonialbevölkerung abrechnen. In der Hauptsache sind es aber doch die weissen Franzosen, welche bei der Verteidigung ihrer Grenzen die blutigen Schläge erlitten haben. Insbesondere dürfte bei der grossen Höhe der französischen Verluste die Zahl der farbigen Franzosen keine ausschlaggebende Rolle spielen.

Der aktuelle Macchiavelli.

Kriegsbereitschaft.

„Die Städte Deutschlands sind völlig frei..., weil sie so stark befestigt sind, dass jeder sich sagen muss, ihre Eroberung würde lang und schwierig sein, weil alle treffliche Gräben und Mauern haben, Artillerie zur Genüge, und weil sie in den öffentlichen Zeughäusern und Salzhäusern immer auf ein ganzes Jahr Vorräte zum Trinken, Essen und auch Brennstoffe halten. Ausserdem hat die Gemeinde auch, um das Volk ohne Verlust für die öffentlichen Kassen ernähren zu können, ausreichende Vorräte, um ein ganzes Jahr lang die Arbeit in den Betrieben aufrechtzuerhalten, die der Nerv und das Leben einer jeden Stadt sind und in dem Gewerbe, von dem das Volk seine Nahrung zieht, auch halten sie die militärischen Uebungen in Ehren und haben darüber viele Bestimmungen zu ihrer Regelung. („Buch vom Fürsten", Kap. X.)

Einkommensteuer.

In den Provinzen Deutschlands sieht man, wie gross auch jetzt noch die Zuverlässigkeit und Treue in allen dortigen Völkern ist, sodass dort viele Staatswesen in Freiheit leben und ihre Gesetze so gut beobachten, dass keiner weder von aussen noch von innen sich der Gewalt zu bemächtigen wagt. Und zum Zeugnis dafür, dass bei ihnen wirklich ein gutes Stück der alten Tugend herrscht, will ich ein Beispiel anführen. Jene (deutschen) Staatswesen haben den Brauch, wenn sie eine bestimmte Menge Geldes zu öffentlichen Zwecken ausgegeben trachten, ihre Magistrate oder Räte, die dazu befugt sind, alle Bewohner der Stadt mit einer Abgabe von einem oder zwei Hundertsteln ihres ganzen Vermögens belegen zu lassen. Und wenn dieser Beschluss nach der jeweils geltenden gesetzlichen Ordnung gefasst ist, so stellt sich jeder vor den Einnehmer dieser Steuer, schwört zuerst, dass er den rechten auf ihn entfallenden Betrag bezahlen werde, und legt dann in eine dazu bestimmte Truhe das nieder, was er nach seinem Gewissen zu sollen meint; kein anderer als derjenige, der bezahlt, ist Zeuge dieser Zahlung. Daraus kann man schliessen, wieviel Güte und Achtung vor der Religion bei diesen Leuten noch zu finden ist. („Kommentar zu Titus Livius", 1. Teil, Kap. LV.)

Die 16. Sure.

Eine Kriegsskizze aus dem Orient.

Von Kurt v. Oerthel Zehlendorf.

„— — — Und so ihr euch rächen wollt vor dem Angesichte Allahs, so rächt euch in gleichem Masse, als euch Böses geschehen ist. Doch so ihr duldet, so ist dies besser für die Duldenden!" —

Das sass nun Abu Malluk, das faltige, sorgendurchfurchte Gesicht tief über den Koran gebeugt, und las und las, so eindringlich, als gälte es seiner armen Seele Seligkeit. Seine Hände, grau und hässlich wie alter Männer Hände vom harten Fron körperlicher Arbeit, lasteten schwer auf dem Buchrande, und nur der Zeigefinger fuhr immer wieder gelenkig über die schwarze Zeilenreihe der sechzehnten Sure, als suche er die Zuversicht zu erhaschen, die dem Geiste Abu Malluks fehlte. Ja, da stand es: „— — Und so ihr euch rächen wollt vor dem Angesichte Allahs, so rächt euch in gleichem Masse, als euch Böses geschehen ist."

Er schob einen Streifen Papier als Lesezeichen zwischen die aufgeschlagenen Seiten, klappte das Buch mit hastigem Schwunge zu und legte es auf den mosaikgefassten Koranständer zurück.

Ja, das musste wohl wahr sein, was der Wille des Propheten eingezeichnet hatte, und keine Macht der Welt konnte an ihm rütteln. Und doch — wie Abu Malluk sich auch in dieser Ueberzeugung zu festigen und die heilsame Wunderkraft des Glaubens heraufzubeschwören suchte, es kroch ihm doch immer wieder eine blasse Furcht durch alle Glieder und jagte ihm tausend Schauer ein. Finstere Gesichte glotzten ihn mit seltsam stieren Augen an, ihn, Abu Malluk, den Mörder! Er marterte sein Hirn. Wie war es doch gewesen! Wie war doch alles so plötzlich über ihn gekommen, der sonst so ruhig und besonnen war? — Hatte er nicht arglos im Café Fettavah gesessen, dem süssen Keyf ergeben und hatte den Träumen nachgegrübelt, die unter der Einwirkung des lasterhaften Zauberkrautes Haschisch wie Blumen vor ihm wuchsen. Und dann — das Gewoge der sinnenfrohen Menschen rings um ihn her, die blitzenden englischen Uniformen, das Stimmengewirr der Zecher, die *ghawasi*, die Tänzerinnen in ihren kurzen Faltenröckchen, und die Musik, viel, viel Musik, — — so viel, wie ihm noch nie zuvor in den Ohren und Sinnen gelegen hatte! Das alles mochte ihm wohl den Verstand gefressen haben! Denn als einer der fremden Offiziere — Allah weiss, wie sehr er sie von Anbeginn hasste, die Ingliz, die *bilad nasr*, das heilige Land Aegyptens, den Moslims freventlich entrissen hatten! — in siegessicherem Uebermute in ihn drang, dem Glauben der Väter abzuschwören und sich dem neuen Zeitalter mit Haut und Haaren zu verschreiben, in ihn drang wie in einen, dem man das Liebste nehmen möchte, da packte Abu Malluk eine grenzenlose Wut, er reckte sich steif in die Höhe und stiess, trunken in seiner Verbissenheit, den Offizier von sich, dass dieser taumelte und das Gleichgewicht verlor.

Was weiter geschah? — Wenn Abu Malluk seiner Sinne noch mächtig gewesen wäre! Andere sprangen hinzu, — er fühlte es, sie griffen ihn und schüttelten ihn, es wurde ihm dunkel vor Augen, ganz dunkel, und nur das höhnisch grinsende Gesicht des Offiziers stierte ihn an, kalt und hässlich und herzlos; dass er sich mit einem jähen Ruck der Umklammerung seiner Häscher entwand und, den Dolch unter dem Gewande fassend, wie irrsinnig zustiess. Da verbreiterten sich die lachend vorgezogenen Mundwinkel seines Gegenüber zu einem wilden Aufschrei. Vor Abu Malluks Augen begann nun alles ringsum zu tanzen. Mit dem letzten Aufwande an Kraft wehrte er die Nächststehenden ab, rannte nach der Tür, nach dem Schanktisch, nach dem Fenster, riss dessen Holzverkleidung auseinander und sprang hinaus, um für einen Augenblick ohnmächtig in dem weichen, stäubenden Sande liegen zu bleiben. Dann aber jagte er, sich ermannend, weiter, — planlos, sinnlos weiter. Und seine Todesangst lieh ihm Flügel, also dass er den Verfolgern entging.

Hei, das war ein Lauf! Er lachte schrill und

Vom „Teilen und Herrschen".

Ich glaube nicht, dass innere Parierungen und schwere Spaltungen jemals etwas Gutes gestiftet haben, im Gegenteil müssen sie dazu führen, dass beim Nahen eines Feindes die so entzweiten Städte sofort verloren geben, weil die schwächere Partei sich immer an den äusseren Feind anlehnen und dabei die stärkere Partei keine Möglichkeit zur wirklichen Regierung mehr finden wird. Solche Regierungsmethoden lassen daher auf eine Schwäche des Fürsten schliesen; denn in einem starkem Fürstentum werden solche Parteiungen niemals geduldet werden, da sie nur für die Zeit des Friedens Vorteil bringen, indem man durch sie die Untertanen leichter zu regieren vermag, da aber ein solcher Zustand sofort seine trügerische Hinfälligkeit zeigt, sobald ein Krieg ausbricht. („Buch vom Fürsten", Kap. XX.)

Söldner und Hilfsvölker.

Bei Söldnertruppen ist die grösste Gefahr die Feigheit, bei Hilfsvölkern aber die Tapferkeit. Ein weiser Fürst hat daher immer die Verwendung solcher Waffen vermieden und zu den eigenen gegriffen; lieber noch mit eigenen Truppen verlieren als mit fremden gewinnen wollen, da das doch kein wahrer Sieg ist, der mit den Waffen anderer erstritten wird. („Buch vom Fürsten", Kap. XIII.)

Artillerie.

Artillerie ist einem Heere nützlich, wenn neben ihr auch die alte Tapferkeit steht, ohne diese aber ist sie gegen ein tapferes Heer nicht von der mindesten Bedeutung. („Kommentar zur Titus Livius", 2 Teil, Kap. XVII.)

Der Sieger.

Kein Sieg ist jemals so vollständig, dass der Sieger nicht einige Rücksichten nehmen müsste, am meisten aber auf die Gerechtigkeit. („Buch vom Fürsten", Kap. XXI.) *(„F. Z.")*

Films vom Flugzeug.

Kinematographische Aufnahmen des Kriegsschauplatzes aus der Höhe der Wolken gehören heute bei allen Armeen zu den eifrigst geübten Methoden der militärischen Aufklärung. Die von den Flugzeugphotographen mitgebrachten Fims gewähren dem Truppenführer die Möglichkeit, sich im Kartenzimmer des Stabsquartiers auf dem Posten des Beobachters zu wähnen, und sie versetzen ihn in die Illusion, das, was ihm der Film entrollt, mit eigenen Augen in Natura gesehen zu haben.

„Lässt der Beschauer", so schreibt A. Talbot in der „Daily Mail", „die Filmbilder an sich vorüberziehen, so hat er ein lebendiges Bild des Kriegstheaters vor sich. Schanzarbeiten und Stellungen präsentieren sich im winzigen Massstabe von Liliputanerbildern; die Landschaft scheint geteilt und zerschnitten von geometrischen Linien, die sich in Wirklichkeit als Strassen, Uebergänge, Flüsse und Eisenbahngleise zu erkennen geben. Und so klein sind die verjüngten Masstäbe, dass eine Fläche von 40 oder 60 Meilen ausschaut, wie die Arbeit eines fleissigen Kindes, das auf der Platte eines Frühstücktisches aus Brotkrumen ein Reliefbildchen geformt hat. Hat sich der Beschauer erst an den eigenartigen Anblick einer von einem ungewöhnlichen Standpunkt aus gesehenen Landschaft gewöhnt, so entdeckt er überall kleine Linien, die sich wie lange Züge von Ameisen von der Stelle bewegen. Es sind die Massen der feindlichen Truppen. Die einen marschieren schnell auf der Hauptstrasse dahin; andere stehen an bestimmten Punkten still und scheinen bei irgendeiner eiligen Arbeit, wie zum Beispiel der Aufstellung eines grossen Geschützes, beschäftigt. Hier und da offenbart sich in gewissen Augenblicken das geschäftige Treiben eines Ameisenhaufens, der von einer täppisch zugreifenden Menschenhand zerstört wurde. Eine dicke, dichte Reihe bewegt sich längs einer Strasse in gewissen Abständen dahin. Im nächsten Augenblicksbilde schon ist sie verschwunden. Der Lärm des Propellers des Flugzeuges, das die kinematographische Aufnahme gemacht hat, wurde augenscheinlich gehört, und die Truppen haben sich in Deckung gebracht, um im Schutze der Bäume ihren Weg fortzusetzen. Die Linien der Schützengräben bauen sich eine hinter der anderen auf; hier und da zeigt sich auch indiskreterweise manches Stückchen Leben, das sich nur dem Auge der Kamera enthüllt. Ein Bäuschchen weisser Wolle, zart und luftig wie ein Sommerwölkchen, versperrt für einen Augenblick die Aussicht. Es ist indessen keine Wolke, sondern nur das dem Auge sichtbar gewordene Zeichen eines Schrapnellgrusses, den ein Abwehrgeschütz dem photographierenden Flugzeug in die Höhe nachschickt. Kurz, was wir hier sehen, ist ein bis ins Kleinste getreues Bild des Kampfplatzes, dem nur der Lärm und das Gebrüll der Wirklichkeit fehlen.

Ungleich eindrucksvoller und interessanter werden aber die Bilder, wenn das Flugzeug sich auf das Meer hinauswagt. Die so aufgenommenen Films zeigen sich von einer Reihe regelmässiger Linien gekreuzt und gestreift, die den Horizont des Wassers markieren. Auf ihm bewegt sich die Flotte. Aber welche Flotte! Von der Höhe des Flugzeuges aus gesehen, scheint sich da unten die Szene eines Sonntagnachmittags auf einem Landsee zu entrollen; die gigantischen Dreadnoughts wirken wie Spielzeugschiffchen, während kleine Schiffe wie Fliegen erscheinen, die über die Oberfläche eines Spiegels dahinkriechen. Dicke Rauchwolken steigen zum Himmel empor, während das Kielwasser jedes Schiffes sich in ununterbrochenen Linien, von denen einige im Zickzack, andere in Kurven dahinlaufen, in dem Gischt kräuselt, den die Schrauben im Wasser aufwirbeln. Folgt man diesen Linien, so kann man mühelos den Kurs bestimmen, den das in Bewegung befindliche Schiff einhält. Hie und da nimmt die dunkle Farbe des Wassers einen fast schwarzen Ton an, ein Zeichen von Sandbänken und unter dem Wasser liegenden Felsen. Auch Unterseeboote, die unter Wasser fahren, sind zu erkennen. Der dünne, fast unsichtbare weisse Wasserstreifen, den sie hinter sich lassen, bezeichnet die Richtung, in der sie sich bewegen.

Dem Beispiel der Franzosen, die mit diesen kinematographischen Flugzeugaufnahmen vorangingen, sind die anderen Heere rasch gefolgt. Heute ist der kinematographische Operateur ein unentbehrlicher Gehilfe der Feldfliegerabteilungen und seine Arbeit wird überaus geschätzt. Diese Arbeit entbehrt zwar nicht der Schwierigkeiten, hat daneben aber auch ihre angenehmen Seiten. Von entscheidender Bedeutung für den Erfolg oder Misserfolg der Aufnahme sind die Witterungsverhältnisse: denn die Photographie im Himmelsblau bietet eine Reihe eigenartiger Probleme, von denen die photographische Arbeit auf der Erde nichts weiss. Unter bestimmten Verhältnissen ist der Flieger auch zu dem nicht geringen Wagnis genötigt, so nahe am Boden dahinzufliegen, dass jede kleine Terrainunebenheit klar und deutlich auf die Platte kommt. „Ist das Flugzeug das Auge des Heeres, so darf", sagt der eingangs genannte Engländer, „der Zelluloidstreifen, der kaum die Breite eines Daumennagels erreicht, wohl das Gehirn des Heeres genannt werden. Denn er spiegelt in einem blitzschnellen Vorbeischnellen alles das wieder, was sich dem Flieger während seiner Reise offenbart hat, und er kann nach Belieben jederzeit erneut zu Rate gezogen werden."

Verschiedenes.

Napoleons Palast auf Elba als Gefangenenlager. Wie gemeldet wird, berichtet der Fähnrich Emanuel Nossek aus Arna an seine Angehörigen, dass er auf der Insel Elba im einstigen Palast Napoleons I. untergebracht worden sei. Nossek war im Dezember 1914 bei dem Feldzug Potioreks in serbische Gefangenschaft geraten und dann in Nisch untergebracht worden. Von dort wurde es zunächst nach der Insel Asinara und dann nach Elba gebraucht. — Napoleons Palast hat damit seine ursprüngliche Bedeutung wiedererlangt, denn vor 100 Jahren war er ja auch nur der Aufenthaltsort eines Gefangenen...

Selbstzündende Zigarren beschreibt anlässlich des erteilten Patents die „Zeitschrift für Sprengstoffwesen". Die Zündmasse ist statt an einem Hölzchen direkt vorn an jeder Zigarre angebracht und wird durch Reiben zum Glühen gebracht. Streichhölzer werden daher überflüssig und das Anzünden von Zigarren besonders im Freien wesentlich erleichtert werden. Aus diesem Grunde dürfte die originelle Neuheit sich bei Seeleuten, Jägern, vielleicht auch im Felde einführen.

---

irr auf, verstummte aber, sich besinnend, gleich wieder und bog den Hals scheu zum Fenster seines Hauses hinaus. Der müde Blick streifte über die hohen, schirmartigen Tamarisken in seinem wohlgeschnittenen Gärtchen und die Lemonen hinweg, die gleich den sinnenfrohen *ghawasi* mit weiten Armen lockend und lachend in die Welt jubelten, — weit hinweg bis zu dem schmalen Silberstreifen, den das Wasser des Kanals von Suez drüben am Horizonte zog. Da war die Stelle, die durch einen natürlichen Graben die beiden kämpfenden Parteien, Moslims und Engländer, voneinander trennte. Abu Malluk mass mit den Augen die Entfernung und verlor sich in tausend Gedanken. —

Da schreckte ihn ein Geräusch empor. Die kleine Aische, sein angetrautes Weib, stand mit bettelnder, zaghafter Gebärde hinter ihm, denn sie stand ihrem Manne fast um 20 Jahre im Alter nach und war ein Kind, wie Kinder sind, die ihren Vater über sich wachen fühlen.

„Es ist Schlafenszeit, Abu Malluk," flüsterte sie und zog ihn mit sich fort, „und ich fürchte mich ohne dich."

Der Angeredete suchte ihren Blick zu meiden. Er begriff nicht.

„Da fürchtest dich? Sei stille, mein Täubchen, du brauchst dich nicht zu fürchten. Ich habe im Propheten gelesen, und siehe, ich habe mit gleichem Masse gemessen, wie es geschrieben steht. Nach Gewicht und Gebühr mit gleichem Masse, was ich dem Schurken tat, der mich Glauben und Vaterland verraten hiess. Nicht wahr, der Prophet ist gerecht und kein Makel ist an mir! Ja, ja, Gleiches um Gleiches — — —"

Aische schauerte unter seinen Worten zusammen und zog mit khennafarbigen Fingern fröstelnd das härene Gewand über die Brust, denn sie kannte den Zusammenhang nicht und glaubte ihren Mann von bösen Geistern besessen. —

Die folgende Nacht wurde Abu Malluk zum Schicksal. Als er so mit wachen Augen dalag und träumte, und die Furcht, entdeckt zu werden, seine Sinne bannte, da war ihm plötzlich, als trüge er eine Stimme in sich, die spräche ihn mit seltsam-feierlichen Worten an und sagte:

„Stehe auf, du Kranker, um deiner Sünde willen, und wende dich ab vor den Augen deiner Frau, dass du sie nicht vergiftest. Denn siehe: Ich bin der Herr und führe dich, auf dass du Busse tuest. Und wo Busse ist, da ist auch Vergebung."

Zur gleichen Stunde erhob er sich von seiner Lagerstatt, reckte die schlaffen, angstgeplagten Glieder und schnürte sein Bündel, so viel ihm zu des Leibes Notdurft zu taugen schien. Aische verstand ihn nicht und sah verwundert auf. Doch sagte sie nichts, denn sie war gewohnt zu schweigen. Da stürzte der grosse Mann vor ihr nieder, presste ihre weichen Frauenhände an seine Lippen und stammelte in seines Herzens ärgsten Aengsten:

„Aische, meine liebe, kleine, süsse Aische! Weh mir, ich bin ein Mensch voll Sünde, den Allah ins Weite schickt! Ich befehle dich dem Schutze deiner Eltern. Sieh es mir nach, Aische, und warte, hörst du, bis ich wiederkehre, — zu dir, — zu meinem wonnigen Täubchen."

Aisches mandelförmige, dunkelbeschattete Augen weiteten sich, und wie ein kindhafter Trotz huschte er hart über ihre Züge:

„So willst du fort, lieber Herr, ganz, wirklich fort von hier?"

„Maschallah!" (Wie Allah will!) Er tat einen tiefen, tiefen Seufzer und wankte zur Tür hinaus. — —

Monde waren verstrichen, und *bilad nasr*, das heilige Land, schmachtete noch immer in Knechtschaft. Abu Malluk, der Kriegsfreiwillige aus Mirsa Dangola, der auf schwankem Boote unter dem Winde den englischen Spähern entwischt, am anderen Ufer des Suezkanals gelandet und ins türkische Heer eingetreten war, hatte sich in zahlreichen Gefechten hervorgetan. Sein Fatalismus grenzte ans Wunderbare und eine geheime Kraft schien ihn gegen feindliche Geschosse zu feien. Er trüge ein Amulett, sagten die Kameraden, und wussten doch nicht, dass dies ihm im Herzen lag.

Abu Malluk wurde befördert und belobt. Er achtete es nicht. Seine Sehnsucht nach der Heimat und der kleinen Aische, die ihm über alles lieb war, brannte ihn wie Feuer und ver-

Nach Schluss der Redaktion.

König Ferdinand in Wien.

Trinksprüche in Schönbrunn.

Wien, 14. Feber. (KB.)

Beim gestrigen Dejeuner im Schönbrunner Schloss hielt der Kaiser folgenden Trinkspruch:

Mit aufrichtiger Freude heisse Ich Eure Majestät als Freund und treuen Verbündeten bei Mir aufs herzlichste willkommen. Mit Mir begrüssen meine Völker in Eurer Majestät den siegreichen obersten Kriegsherrn der heldenmütigen bulgarischen Armee und erlauchten Träger der durch gemeinschaftlich vergossenes Blut besiegelten Freundschaft, die unsere Reiche um so mehr verbindet, als sie nicht bloss auf Gemeinsamkeit der Interessen, sondern auch auf wechselseitiger, vertrauensvoller Sympathie und Wertschätzung fussen. Möge der Segen des Allmächtigen auch fernerhin an unsere Fahnen geknüpft bleiben, möge das schöne Land, das in Eurer Majestät einen weisen Herrscher verehrt, aus dem gewaltigen Ringen dieser Tage blühendem Aufschwung und einer dauernd gesicherten glücklichen Zukunft entgegengehen. Von dieser Hoffnung erfüllt, erhebe ich mein Glas auf das Wohl Eurer Majestät.

Seine Majestät der König von Bulgarien lebe hoch, hoch, hoch!

Die Antwort König Ferdinands.

König Ferdinand erwiderte:

„Eure Majestät geruhten, Mich in tief rührender Weise im lieben Wien willkommen zu heissen, was mein Herz mit aufrichtiger Freude erfüllt. Mein heutiger Besuch in Schönbrunn ist für Mich um so beglückender, als er Mir Gelegenheit bietet, Eurer Majestät meinen heissen Dank für die Verleihung der kaiserlichen und königlichen Feldmarschallswürde persönlich auszusprechen, die Mich aufs höchste ehrt und erfreut und die Ich als kostbaren Beweis von väterlicher Gnade, als Ausdruck bundestreuer Gesinnung und als Anerkennung der gemeinsam errungenen herrlichen Waffenerfolge ansehen darf. Ich bin stolz und glücklich, durch diesen neuen und militärisch höchsten Rang in ein noch engeres Verhältnis zu der Mir so teueren Armee Eurer Majestät treten zu können, mit der Ich Mich seit jeher auf das Innigste verwachsen fühle. Möge der Segen des Allmächtigen auf Oesterreich-Ungarn und den mit uns verbündeten Fahnen ruhen in diesen ernsten Zeiten, da wir gegen eine Hydra von Feinden im Kampfe um unsere Existenz und um die Freiheit der Welt stehen, bis zur Erlangung des dauernden, ehrenvollen Friedens, der uns für die gebrachten enormen Opfer entschädigt und uns alle einer glücklichen, segensvollen Zukunft entgegenführen soll. Mit dankbarem Herzen erhebe ich mein Glas und trinke auf die kostbare Gesundheit Eurer Majestät, Meines erlauchten Verbündeten und väterliches Freundes. Seine kaiserliche und königliche Apostolische Majestät, Kaiser Franz Josef, er lebe hoch!“

Vor einem Jahre.

16. Feber. Feindliche Angriffe gegen die bei St. Eloi gewonnenen englischen Schützengräben scheiterten. — Die Verfolgungskämpfe gegen die aus Ostpreussen zurückgehenden Russen nehmen einen sehr günstigen Verlauf. Bielsk und Plock wurden von deutschen Truppen besetzt. — An der Karpathenfront wird heftig gekämpft. — Die Serethlinie wurde von uns überschritten.

Theater, Literatur und Kunst.

Konzert Jaroslav Kocian. In Böhmen sind uns zwei Geiger erstanden, deren Namen heute in aller Munde sind: Kubelik und Jaroslav Kocian. Grösseren Weltruhm hat sich der Erstgenannte erworben, der den Ruf Prof. Sefciks als den eines der grössten Lehrer begründet hat, sodass Sefcik heute etwa jene Stelle einnimmt, wie Wilhelmy vor dreissig Jahren. Verlegte sich aber Kubelik auf die Pflege und höchste Vollendung der Violintechnik, die er auf eine kaum erreichbare Stufe gebracht hat (wir erinnern nur an seine Kadenz zum Beethovenkonzert), so ging Kocian den Weg des Künstlers, der auch die Verinnerlichung nicht vergisst und auf klassischem Boden zum gewaltigen Interpreten der zum Herzen gehenden Kunst geworden ist. — Sein Konzert am vergangenen Sonntag hat diese echte Fähigkeit erwiesen. Die spielende Beherrschung der violinistischen Technik ist Voraussetzung, wenn man den Namen Kocians nennt und über diesen Punkt ist weiter nichts zu sagen, als dass der Künstler den Eindruck des geborenen Geigers macht, der souverän über die grössten Schwierigkeiten mit absoluter Sicherheit, reinster Intonation und vollendeter Bogenführung hinweggeht. Am besten gefiel in seinem Programm die Wiedergabe verschiedener Solokompositionen von Bach, hierin wieder der melancholische Gesang des „Louré“, in den Kocian alle Kraft und Innigkeit seiner leidenschaftlichen Seele hineinlegte. Das „Menuett“ und „Präludium“ zeigte wieder mehr den Techniker, die Zugabe aber (aus einer Bachsonate) schritt wieder wuchtig und stilgemäss einher. Dass Kocian das Dvorak-Konzert in A-Moll vorbildlich wiedergab, lag in der Natur der Sache. Hier spielte er seinen Komponisten, den melodienreichen Dichter, der unerschöpflich die weichen slavischen Weisen in herrlichstem Wohlklang erstehen lässt, mit jener wundervollen Melancholie, in die namentlich der erste Satz des Konzertes unter Wiederholung des Hauptthemas ausklingt. Im Mozartkonzert D Dur zeigte sich der Künstler ein wenig willkürlich im Tempo. Es ist fraglich, ob der erste Satz die verschiedenen Beschleunigungen, ob das Rondo die grosse Hast wirklich verträgt. Der letzte Teil des Programms, der eine Komposition Kocians mit einem sehr ansprechenden, modern gefärbten Mittelsatz, eine sehnsüchtig-getragene Romanze von Karlowicz und den letzten Satz aus dem Wieniawski-Konzert in D-Moll brachte, sowie die beiden Zugaben von Smetana und Chopin-Wilhelmy, erstrahlte wieder im Glanze der vollendeten Künstlerschaft eines reifen Mannes. — Kocian hat in Krakau wieder die verdiente Aufnahme gefunden. Der jubelnde Beifall hat sowohl den Künster wie das Verständnis der Zuhörer für dessen Meisterschaft geehrt, die den grossen Saal bis zum letzten Platz füllten. Immer wieder musste Kocian auf dem Podium erscheinen und die herzlichen Dankesbeweise des Publikums entgegennehmen. Schade, dass der Sokolsaal seiner Bestimmung nach nicht allen Anforderungen entsprechen kann, die an einen Konzertsaal in akustischer Hinsicht gestellt werden müssen. — Ein Wort noch über Kocians Begleiter, den jungen Pianisten J. C. Rypl. Selten noch konnte ein Begleiter so vollauf befriedigen, wie er es getan hat und wir glauben ihn am besten charakterisieren zu können, wenn wir ihn mit dem unvergesslichen Wiener Richard Pahlen vergleichen, mit dessen Anpassungsfähigkeit, Diskretion, weichem Anschlag und vollendetster Technik. *e. s.*

Kammermusikkonzert. Das Programm des nächsten Kammermusikkonzertes des Krakauer Musikinstitutes (St. Annagasse 2) am Sonntag, den 20. Feber, erfährt eine willkommene Abwechslung durch die Einschaltung einer Gesangsnummer. Fr. Hoffmann aus der Gesangsklasse des Prof. Warmuth wird in diesem Konzerte, das Mozart gewidmet ist, zwei Arien vortragen. Ausserdem werden Kammermusikwerke durch das Ensemble des Institutes sowie Klaviersoli (Frau Czop-Umlauf) aufgeführt. Anfang pünktlich um halb 5 Uhr nachmittags. Karten zu K 1 in der Kanzlei des Institutes, St. Annagasse 2, 2. Stock.

Eingesendet.

zehrte ihn. Er hätte nun Busse getan, meinte er, und könne nach dem Willen des Herrn heimkehren. Also dass er Abschied nahm von seinen Kampfgenossen, die schlichte Gallabije an Stelle der schmucken Uniform über die Glieder zog, den Revolver darunterschnallte und eigenwillig seines Weges trottete. Drei Tagereisen später konnte er in aller Heimlichkeit den Fuss auf ägyptischen Boden setzen, und bald sah er zu seinem grünumlaubten Häuschen empor.

Wie fest, wie sicher das gefügt stand! Er klatschte in die Hände vor Freude. Und doch — — oder war es Täuschung? Die Türbeschläge, das Schloss schienen über seiner Abwesenheit gerostet zu sein und die Angeln beim Eintreten heiser zu knarren. Ja, vieles hatte sich auch in seiner Wohnung gewandelt; kaum hätte er sie wiedererkannt, so hatten leichtfertige Hände in ihr gewühlt. Alles war totenstill.

Er wartete geduldig, Stunde um Stunde, bis der Tag zur Rüste ging. Wartend griff er nach dem Koran. Der lag noch unangetastet in seinem Ständer, und wunderbar, — — auch der schmale Papierstreifen zwischen den Seiten der 16. Sure klemmte sich noch. Instinktiv fiel sein Blick auf die bekannte Stelle: — — „Und so ihr euch rächen wollt vor dem Angesichte Allahs, so rächt euch in gleichem Masse, als euch Böses geschehen ist.“ Aber es folgte da noch ein Zusatz, den er fast vergessen hätte: „Doch so ihr duldet, so ist dies besser für die Duldenden!“ — Er lächelte bitter: wie gern hatte sein pochendes Gewissen damals dieses Gebot der Duldung überhört und übersehen! — Auf solche Weise vertrieb Abu Malluk sich die Zeit.

Längst hatte der Muezzin mit monotonem Singestimmchen zum Abendgebet gerufen, da scheuchten nahe Schritte endlich den Wartenden auf. Ein silberhelles Lachen schlug an sein Ohr, wie eines Glöckleins Geläut, — — er kannte die Stimme, kannte die glückselig kindliche Unbefangenheit seiner Aische. Vorsichtig lugte er über die Fensterbrüstung, um gleich darauf wieder eilends den Kopf zurückzuziehen.

„Aische!“ Ein unnennbares Gefühl würgte ihm die Luft ab. Da stand sie, — sie, seine kleine, liebe Aische, sein Turteltäubchen, sein alles; stand am Arme eines fremden Mannes, den Yaschmack, den Schleier der Mohammedanerinnen, kokett gelüftet und mit katzenhafter Zutraulichkeit angeschmiegt. Er war jung und schön, der andere, jünger als der vom Leben gezauste Abu Malluk, gewiss; und die beiden Kinder scherzten und kicherten und freuten sich unbekümmert ihres Lebens.

Der Alte war, wie von einem Hammerschlage getroffen, zurückgetaumelt. Fassungslos sah er sich einen Augenblick dem Schicksal gegenüber, während Hass und Verachtung in ihm stritten. Dann riss er — ein erprobter Schütze — den Revolver aus dem Gurt und richtete die Mündung auf Aische. Doch wie ein Schleier hatte sich plötzlich ein seltsam Erinnern über seine Augen gelegt, dass diese ihr Ziel nicht mehr fanden, und mühsam presste es sich über seine Lippen: „Doch so ihr duldet, so ist dies besser für die Duldenden.“

Er liess den Revolver sinken unter dem Zwange der heiligen Worte und erkannte, dass erst in diesem schwersten Augenblicke seines Lebens seine Schuld wirklich ihre Sühne fand, durch die Selbstsucht, die ihm ehemals gefehlt hatte. — Aische, das Kind, war glücklich, und das musste ihm genügen, um seine eigenen Wünsche abzutun und nicht freventlich in fremdes Gut zu greifen. Denn er fühlte, dass das Schicksal ihm das Recht an ihr genommen hätte.

Und so ging er denn, ungesehen und unerkannt, durch die Hinterpforte davon, gross und aufrecht wie er nie zuvor gegangen war. Niemals ist er wieder zur Heimat zurückgekehrt; nur eine Kunde flatterte von ungefähr in die Häuser von Mirsa Dangola, dass Abu Malluk im Kampfe mit den Feinden des Vaterlandes gefallen sei. Und seine Kameraden, die auf seine Unverwundbarkeit geschworen hätten, wären des Staunens voll gewesen und hätten gemeint, sein Amulett müsse ihm verlorengegangen sein.

SPORT.

In Budapest ist für Mitte Juni ein grosses internationales Wettschwimmen in Aussicht genommen. *„A. S. Z."*

Edmund Toldy, der ausgezeichnete Budapester Brustschwimmer, errang sich auf dem südwestlichen Kriegsschauplatze die goldene Tapferkeitsmedaille. *„A. S. Z."*

In England wird es auch heuer noch nicht zur vollen Aufnahme des Flachrennbetriebes kommen, vielmehr ist, wie im Vorjahre, wieder nur mit einer Reihe von Renntagen in Newmarket zu rechnen. *„A. S. Z."*

Camille Blanc, der bekannte französische Rennmann, soll sich kürzlich einem in der französischen Schweiz lebenden Sportsmann gegenüber geäussert haben, dass die französische Vollblutzucht auf Jahre hinaus vollständig ruiniert sei und dass nicht nur er und Edmund Blanc, sondern auch andere hervorragende Rennstallbesitzer seiner Heimat fest entschlossen wären, ihr gesamtes Pferdematerial zu verkaufen und jede Beziehung zum Rennsport und zur Vollblutzucht abzubrechen. *„A. S. Z."*

Kinoschau.

„NOWOŚCI", Ul. Starowiślna 21. Programm vom 14.—16. ds. **Der Sieg des Herzens.** Sensationsdrama aus dem Leben in vier Akten. In der Hauptrolle **Henny Porten.** — **Der Todesritt durch das Goldtal.** Wildwestdrama in zwei Akten. — **Prächtige Wasserfälle.** Naturaufnahme.

„WANDA", Ul. św. Gertrudy 5. Programm vom 14.—17. ds. **Kriegsaktualitäten.** — **Ansichten aus Budapest.** Naturaufnahme. — **Albert der Mann im Koffer.** Komisch. — **Was zu viel ist ungesund.** Lustspiel. — **Dr. Gor el Hama (IV).** Vorzügliches Detektivdrama in drei Akten.

Der gesamte Reinertrag der „Krakauer Zeitung" fliesst Kriegsfürsorgezwecken zu.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Erwin Engel. Drukarnia Ludowa in Krakau.